

ausgaben von Bund, Kanton und Gemeinden verbraucht unser Bildungssystem. Die Deutschschweizer zahlen für jeden englisch büffelnden Schüler jährlich 696 Franken. Eine Investition, die lohnmässig im Arbeitsmarkt wiederum mit 13 Prozent rentiert, ohne die künftigen Schülergewinne mitzurechnen. Dass unsere Schüler in der eigenen Muttersprache, im europäischen Lesevergleich, schlecht abschneiden, lässt an diesen Investitionen wieder etwas zweifeln.

4. Was spricht eigentlich gegen Englisch als Wissenschaftssprache? Ist sie doch zumindest anfangs leicht zu lernen, ohne lästige Artikel und mühsam Gross- und Kleinzuschreibendes. Zudem für die globale Völkerwanderung ein praktisches Vehikel der Verständigung von Pol zu Pol. Muss man deshalb gleich Frühenglisch in der Primarschule einführen oder Englisch als verbindliche Unterrichtssprache deutschen Universitäten empfehlen? Gäbe es noch einen

Mittelweg? Zum Beispiel erst einmal in der eigenen Sprachwelt mündlich und schriftlich heimisch zu werden, um nicht gleich beim ersten Fremdwort in eine Identitätskrise zu geraten oder dieses mangels eigener Begriffe adoptieren zu wollen? Brauchen wir einen «Verein zur Wahrung der deutschen Sprache» wie in Dortmund gegründet, oder vielleicht besser eine «Académie française», die gleich Bussen verhängt?

Selbstvertrauen entsteht durch Können, durch lebenslanglich erworbene Sprachkompetenz. Spanier, Franzosen, Chinesen und Japaner sind gegenüber der englisch-amerikanischen Wissenschaftssprache selbstbewusster als die deutsche Sprachfamilie. «Je me trouve ici en France. On ne parle que notre langue», schrieb Voltaire vom preussischen Hof, «l'allemand est pour les soldats et pour les chevaux». Die Zeiten ändern sich.

Kommentar zum «Destillat» von Prof. H. Ludwig

B. Truniger

Eine Entwicklung, die weite Kreise – nicht nur Mediziner und medizinische Wissenschaftler – mit Besorgnis erfüllt! Ich habe einige Hemmungen, mich dazu zu äussern, da ich zu einer «Auslaufgeneration» gehöre, deren Meinung zu dem, was vor uns liegt, im allgemeinen schon zum voraus bekannt und deshalb nicht gefragt ist.

Einerseits ist es eine Tatsache, dass Englisch zur Wissenschaftssprache geworden ist und dass, wer seine besten Früchte in einem Prestigejournal publizieren will, Englisch publizieren muss. Dabei denke ich weniger an die (angewandte) klinische Forschung als an die eigentliche Grundlagenforschung. Weniger verständlich ist, dass, wer weniger gute Arbeiten an den Mann/die Frau zu bringen hat, meint, auch diese Englisch publizieren zu müssen. Vielleicht verhelfen ihm dabei «Citation Index» und «Impact Factor» zu höheren Ehren. Seine Arbeiten werden dadurch nicht besser.

Die Realität sieht wohl ohnehin etwas anders aus: Wer genügend selbstsicher und von seiner Arbeit überzeugt ist, wird sie zunächst einem englisch-

sprachigen Prestigejournal vorlegen. Das schuldet er seinem Ehrgeiz. Kommt er damit nicht an, beginnt das Treppensteigen abwärts und was schliesslich bleibt, ist eine (sehr oft eben nicht so gute) englischsprachige Arbeit in einer für sie nicht geeigneten, z. B. deutschsprachigen Zeitschrift. Was gibt's daran zu ändern – ausser dass auch die deutschsprachigen Zeitschriften gerade bei englischsprachigen Manuskripten und angesichts ihrer mutmasslichen Vorgeschichte Vorsicht und Kritik walten lassen sollten? Dass «english» an wissenschaftlichen Treffen in der Schweiz wie in Deutschland zur Umgangssprache geworden ist, wenn auch nur ein einziger etablierter, nicht deutschsprechender Teilnehmer dabei ist, ist nicht mehr Prof. Ludwigs «Schreckgespenst», sondern Realität.

Ich bin nicht so sicher, dass diese Überlegungen in gleichem Masse für klinische Forschung gelten. Man sollte, denke ich, den klinischen Forschern klar machen können, dass klinische Forschung – einmal abgesehen von NEJM, Lancet und BMJ – im eigenen Sprachbereich wohl den grösseren Widerhall findet, wenn sie auch in der eigenen Sprache veröffentlicht wird. (Ich bin mir dabei bewusst, dass die Grenze zwischen Grundlagen- und klinischer Forschung nicht immer sehr scharf ist.)

Der letzte Nebengedanke ist der Seufzer eines Redaktors: Wenn sich die englischschreibenden Autoren – ob Etablierte oder Anfänger! – nur jederzeit bewusst wären, was für einen Eindruck ein in zweifelhaftem Englisch verfasster Beitrag beim kritischen Leser macht und wie sehr so ein Beitrag gleich auch Zweifel an der wissenschaftlichen Substanz auslöst! Das gilt allerdings genau so für Manuskripte in deutscher Sprache! Das «language polishing» dem jeweiligen Verlag und einem nicht unbedingt sachverständigen «Sprach-Begradiger» zu überlassen, ist seltener die Lösung, für die man sie halten möchte! ... Prof. Ludwigs Sorge ist auch meine Sorge!

Korrespondenz:
Prof. Dr. B. Truniger
Schlösslihalde 26
CH-6006 Luzern